

## Die Kraft, die Arbeit schafft

Von Stefan Howald

In dem, was sich als griechischer Moment in der jüngsten europäischen Geschichte bezeichnen liesse, tauchte in einem bestimmten Augenblick ein prominenter Wiedergänger auf: der Marxismus. Nachdem der neue griechische Finanzminister Yanis Varoufakis im Frühling 2015 einen ungewöhnlichen Ton und ungewohnte Ideen in die öffentliche Debatte eingebracht hatte, publizierte der «Guardian» in London als Hintergrundinformation einen Vortrag von Varoufakis aus dem Jahr 2013, in dem sich dieser als Marxist outete. Es war ein «Bekenntnis» in der Tradition von Rousseau, mit allen rhetorischen Qualifizierungen, Rücknahmen und Bekräftigungen.

Dass ein damals eher obskurer linker Ökonom sich zum Marxismus bekannte, hätte wohl kein besonderes Aufsehen erregt. Aber jetzt war dieser Ökonom plötzlich Finanzminister eines europäischen Staats und trat gegen die geballte Macht des europäischen Finanzkapitals an: der Revenant mitten in der guten Gesellschaft.<sup>1</sup>

Etwa zur gleichen Zeit erschien in Berlin der jüngste Band des gross angelegten «Historisch-kritischen Wörterbuchs des Marxismus», dessen erster Band 1994 publiziert worden war und das mittlerweile, im zweiten Teilband des achten Bands, selbstreferenziell beim Stichwort «Marxismus» angelangt ist. Dazu gesellte sich in den Buchhandlungen eine deutsche Neuauflage, oder, besser, eine Neu- und Erstausgabe des von Louis Althusser und Mitstreitern verfassten, erstmals 1965 erschienenen, einflussreichen Buchs «Das Kapital lesen». Und dann war da natürlich noch Thomas Pikettys überraschend zum Bestseller gewordener Wälzer «Capital», der, wie schon der halb ironisch, halb arrogant gemeinte Titel anzeigt, in Aufhebung bisheriger marxistischer Analysen die «neuen» Gesetze für den Kapitalismus des 21. Jahrhunderts darlegen will.

### **Prophet der Krise**

Eine kurzlebige Wiederkehr des Marxismus hatte es schon 2007 gegeben. Angesichts der Finanzmarktkrise waren ein paar alte Marx-Engels-Zitate aus dem «Kommunistischen

Manifest» über die radikalen und permanenten Umwälzungen der bürgerlichen Gesellschaft hervorgeholt worden; deutsche Magazine titelten «Hatte Marx doch recht?» und angelsächsische rückten ihn aufs Titelblatt. Mit dem immerwährenden Fortschritt und Wohlstand für alle schien es doch nicht so unverbrüchlich, wie die Propheten des Neoliberalismus verkündet hatten; die Banken, ja vielleicht sogar der Kapitalismus an und für sich hatten zweifellos ein wenig überbordet – da machten sich ein paar warnende Worte des bärtigen Alten aus Trier ganz gut.

Marx erschien dabei als Prophet der Krise, als deren Beschreiber, der sie hellseherisch vorwegnahm, aber nicht als deren Theoretiker. Selbst scharfe Kritiker des Neoliberalismus wie Paul Krugman stehen nicht im Verdacht, ein marxsches makroökonomisches Instrumentarium anzuwenden – der Linkskeynesianismus muss genügen.

Aber Marx hegte als Krisentheoretiker einen doppelten Anspruch, nämlich konkrete Krisen zu erklären und zugleich zu belegen, dass der Kapitalismus aus sich heraus permanent Krisen gebärt, inhärent gebären muss.

Seit 2011 ist die Finanzwirtschaft weitgehend zum Business as usual zurückgekehrt. Selbst die Euro-Krise wird zumeist als eine politische erklärt, oder als Resultat eines politisch-psychologischen Vertrauensverlusts (schon während der Finanzmarktkrise hatten ja die Märkte das Vertrauen verloren). Deshalb war und ist das Bekenntnis von Varoufakis zum Marxismus – obwohl er politisch kurzfristig gescheitert ist – immer noch provozierend.

Natürlich, Marxismus und Kommunismus werden immer wieder beschworen, von Slavoj Žižek über Alain Badiou bis zu Milo Rau. Aber das beruht zumeist auf der Einsicht (oder Behauptung), das kapitalistische Profitprinzip unterwerfe, unterjochte sich alle Menschen und den ganzen Planeten und zerstöre kurz- bis mittel- bis langfristig uns alle und diesen; was ja mehr eine moralische Redewendung als eine ökonomische Analyse ist.

### **Bewegungsgesetze**

Seine eigentümliche, umwälzende Analyse hat Karl Marx ursprünglich als «Kritik der politischen Ökonomie» formuliert. So hiess 1859 die erste grosse Vorstufe zum späteren Monumentalwerk «Das Kapital», dessen erster Band 1867 erschien. Mit der Form einer «Kritik» knüpfte er an Immanuel Kants Kritiken des menschlichen Erkenntnisapparats an. Unter politischer Ökonomie wurde damals so etwas wie die heutige Volkswirtschaft verstanden, die Wirtschaft als Ganzes, im Gegensatz zur Kameralwissenschaft, einer Art

Betriebswirtschaft, die für die Bedürfnisse des Hofstaats entwickelt worden war und feudal eingeehgt blieb. Im «Vorwort» zur «Kritik» entwarf Marx zugleich seine Geschichtstheorie, genial in den Thesen und als Forschungsaufgabe, bei allen Verkürzungen. Die fünf Seiten enthalten neben dem «Kommunistischen Manifest» wohl die bekanntesten Textstellen von Marx. Nochmals sentenzenhaft verknappt: Die Menschen gehen von ihrem Willen unabhängige Produktionsverhältnisse ein. Über der realen ökonomischen Basis der Gesellschaft erhebt sich der Überbau. Nicht das Bewusstsein bestimmt das Sein, sondern das gesellschaftliche Sein bestimmt das Bewusstsein. Die Entwicklung der Produktivkräfte sprengt die Gesellschaftsform. Die Menschheit stellt sich nur Aufgaben, die sie lösen kann. Mit der bürgerlichen Gesellschaftsformation schliesst die Vorgeschichte der menschlichen Gesellschaft ab.

Eine solch kohärente Erzählung der ganzen Menschheitsgeschichte ergab sich aus einem weit reichenden Anspruch. Im Vorwort zum «Kapital» resümierte Marx, «es ist der letzte Endzweck dieses Werks, das ökonomische Bewegungsgesetz der modernen Gesellschaft zu enthüllen» (MEW 23, 15)<sup>2</sup>. «Bewegungsgesetz» ist seither einer dieser Begriffe, dessen Gebrauch einen sogleich in der marxschen Tradition verankert.<sup>3</sup> Er unterstreicht den materialistisch-ökonomischen Ansatz und betont den dynamischen Charakter der untersuchten Phänomene. Scharf demystifiziert er die plumpe Auffassung vom Markt, der es auf irgendeine mystische Weise schon richten wird. Mit dem Gesetzesbegriff knüpft Marx allerdings an eine naturwissenschaftliche Sprache an und gerät damit in Verdacht, dass sich diese Bewegungen womöglich zwangsläufig, als Naturgesetze jenseits menschlicher Anstrengungen vollziehen.

Um dem Determinismusvorwurf zu entgehen, ist es deshalb besser, von «bewegenden Kräften» zu sprechen. Was also bewegt die «moderne Gesellschaft», den «Kapitalismus»? Da sind zuerst einmal die Produktivkräfte, die Technologie, deren Entwicklung durch Entdeckungen und Wissenschaft, und deren Umsetzung in der Arbeitsorganisation. Das ist keine genuin marxsche Einsicht. Jede herkömmliche «Kulturgeschichte» erzählt von den Entwicklungssprüngen der Menschheit durch die Zähmung des Feuers oder durch den Ackerbau, unterscheidet zwischen Stein- und Bronzezeit, weist auf die Überlegenheit von Feuerwaffen gegenüber Pfeil und Bogen hin und schwärmt von den verschiedenen industriellen Revolutionen. Aber Marx hat das sofort qualifiziert. Die Produktivkräfte äussern sich immer innerhalb bestimmter Produktionsverhältnisse: Unter welchen Bedingungen wird produziert und konsumiert, und wem gehört was? Es geht um die Verfügungsmacht.

Produktionsverhältnisse sind immer auch Eigentumsverhältnisse. Das Verhältnis zwischen Produktivkräften und Produktionsverhältnissen charakterisiert die jeweils konkret vorherrschende Produktionsweise.

## **Epochen, Epochen**

Deren Epochen lassen sich grösser oder kleiner fassen. Man kann, wie es Marx im «Vorwort» tut, mit der grossen weltgeschichtlichen Kelle anrühren: asiatisch, antik, feudal und modern bürgerlich (kapitalistisch). Man kann, nein, muss das verfeinern. Die kapitalistische Produktionsweise herrscht zwar erst seit, sagen wir 300 Jahren, hat aber schon gravierende Formveränderungen vollzogen. Für die jetzige Phase oder Epoche – wobei schon die Präferenz für den einen oder anderen dieser Begriffe eine theoretische Vorentscheidung bedeutet – gab und gibt es von links verschiedene Begriffe. Lange dominierte der «Spätkapitalismus». Der einflussreiche trotzkistische Theoretiker Ernest Mandel sah ihn auf den «Monopolkapitalismus» folgen.<sup>4</sup> Das war und ist teleologisch geprägt: Nächstens wird der späte Kapitalismus zusammenkrachen oder verfaulen oder weggefegt werden. In orthodox sozialistischen Kreisen dominierte der «Staatsmonopolistische Kapitalismus» (Stamokap), den auch Gerhard Schröder einst, lang ist es her, als Vorsitzender der deutschen Jusos vertrat. Die Theorie des Stamokap benannte einen wichtigen Sachverhalt, nämlich die Funktion des Staats, für das Kapital gute Verwertungsbedingungen zu schaffen, aber sie war ökonomistisch – auf ökonomische Funktionen konzentriert, eigenständige politische und kulturelle Bewegungskräfte unterschätzend – und krachte mit dem Zerfall des Staatssozialismus zusammen. Dann gab es in einer gesellschaftstheoretisch ausgeweiteten Betrachtungsweise den Postfordismus, der auf den Fordismus folgte, aber wie alle «Post»-Begriffe das Manko hat, dass er eine vage Zukunft assoziiert. Seit neuestem wird von Finanzialisierung oder finanzgetriebenem Kapitalismus gesprochen.<sup>5</sup>

Ich übernehme vom deutschen Philosophen Wolfgang Fritz Haug den Begriff «Hightech-Kapitalismus», den dieser seit dem Jahr 2000 in verschiedenen Aufsätzen und Büchern ausgearbeitet hat.<sup>6</sup> Der Begriff hält an der übergreifenden kapitalistischen Produktionsweise fest, weist aber auf die besonderen Produktionsmittel hin, die sie heutzutage kennzeichnen. Wird damit die neue Phase der ungeheuer gesteigerten Bedeutung der Finanzwirtschaft unterschätzt? Nein. Erstens ist diese Bedeutung nicht gar so neu; schon Marx hat die umwälzende Kraft der sich damals gerade herausbildenden Kreditwirtschaft analysiert. Zweitens ist die quantitativ neue Stufe dieser Finanzinstrumente, die womöglich in eine neue

Qualität umgeschlagen hat, wesentlich durch die elektronische Technologisierung ermöglicht. Deshalb enthält der Begriff Hightech-Kapitalismus implizit auch die neuen Formen der Finanzwirtschaft.

### **Produktivität und Elend**

Tatsächlich zielt die Elektronisierung ins Zentrum der gegenwärtigen Produktionsweise. Dies in mindestens zweierlei Hinsicht. Zum einen verändert sie den Stellenwert der menschlichen Arbeit innerhalb der Gesellschaft. Es wird immer weniger Arbeitskraft gebraucht, um immer mehr Waren herzustellen. Und sie verändert zum andern die konkrete Arbeit. Denn jede Produktionsweise ist Teil einer vielfältig gegliederten Gesellschaftsformation. Diesen Gedanken hatte Marx in der «Kritik der politischen Ökonomie» notgedrungen verkürzt gefasst, obwohl er in seinen kleineren, auch den journalistischen Arbeiten viel differenzierter argumentierte. Systematisiert hat den Gedanken in marxischer Perspektive Antonio Gramsci.<sup>7</sup> Er erläuterte den Zusammenhang am Fordismus, also jenem Modell der Produktion, das sich von der Massenherstellung des Automobils durch Henry Ford herleitet. Dabei entspricht dem Fordismus eine Lebensweise, die ihn wiederum stützt: Erziehung zum Massenkonsum. Ein Begriff wie der der Konsumgesellschaft reproduziert das blind. Mit der Computertechnologie und ihrer sinnfälligsten Ausprägung, dem Internet, ist ein solcher Zusammenhang zwischen Produktions- und Lebensweise noch viel deutlicher geworden. Die neuen Technologien prägen unseren Alltag, unsere Psyche und unsere Physis, wie etwa der breiter gewordene Daumen der SMS-Generation zeigt (only joking), oder wirkungsmächtiger, die Selbstregulierung des Körpers und die neuen Reproduktionstechnologien.

In der politischen Ökonomie geht es, wie erwähnt, zuerst einmal um den ersten Aspekt, um den Stellenwert der Arbeitskraft. Jede technologische Entwicklung ist ein menschengeschichtlicher Fortschritt, setzt aber auch widerstreitende Kräfte frei. Wie Marx das vor 160 Jahren formuliert hat. «In unsern Tagen scheint jedes Ding mit seinem Gegenteil schwanger zu gehen. Wir sehen, daß die Maschinerie, die mit der wundervollen Kraft begabt ist, die menschliche Arbeit zu verringern und fruchtbarer zu machen, sie verkümmern läßt und bis zur Erschöpfung auszehrt. Die neuen Quellen des Reichtums verwandeln sich durch einen seltsamen Zauberbann zu Quellen der Not.» (Rede am 14. April 1856, zitiert nach «Das Argument» 311, 7f.)

Das gilt ja heute noch: mehr Produktivität, mehr Elend. Oder wenn das zu grobschlächtig und zu absolut tönt: Jeder Produktivitätszuwachs erzeugt zugleich (in unterschiedlichem Mass)

menschliche Not. Der Stand der Produktivkräfte würde uns allen eine 24-Stunden-Lohnarbeitswoche ermöglichen, und zwar weltweit.<sup>8</sup> Doch jede technische Verbesserung steigert paradoxerweise die Arbeitslosigkeit (zumindest anfänglich).

Marx hat diesen spezifischen Widerspruch in einem zentralen Widerspruch des Kapitalismus begründet gesehen, wie er in den «Grundrissen der Kritik der politischen Ökonomie» formuliert hat, dem ersten Rohentwurf zum «Kapital»:

«Das Kapital ist selbst der prozessierende Widerspruch [dadurch], daß es die Arbeitszeit auf ein Minimum zu reduzieren strebt, während es andererseits die Arbeitszeit als einziges Maß und Quelle des Reichtums setzt. [...] Nach der einen Seite hin ruft es also alle Mächte der Wissenschaft und der Natur wie der gesellschaftlichen Kombination und des gesellschaftlichen Verkehrs ins Leben, um die Schöpfung des Reichtums (relativ) unabhängig zu machen von der auf sie angewandten Arbeitszeit. Nach der andren Seite will es diese so geschaffnen riesigen Gesellschaftskräfte messen an der Arbeitszeit und sie einbannen in die Grenzen, die erheischt sind, um den schon geschaffnen Wert als Wert zu erhalten.»  
(«Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie» (1857/58), Berlin 1974, 593)<sup>9</sup>

Die Stelle und die entsprechende Einschätzung basieren auf der marxschen Arbeitswertlehre. Die ist der steinerne Gast im Haus der Ökonomie.

### **Vom Arbeitswert**

Die Arbeitswerttheorie beansprucht, die ökonomischen Bewegungskräfte auf tiefster Ebene zu ergründen. So tief, dass die bürgerliche Ökonomie lauthals ihr Desinteresse verkündet und sich auf die oberflächliche Erklärung aller ökonomischen Prozesse durch Angebot und Nachfrage versteift. Selbst ein linker Keynesianismus hat wenig Interesse für die Arbeitswerttheorie.

Dabei ist letztere keine Entdeckung von Marx, sondern stammt von David Ricardo (1772–1823). Die Theorie war ursprünglich gegen den Feudalismus gerichtet: Wenn die Früchte der Arbeit und der Reichtum bislang dem Adel als «gottgegeben» oder durch reine Machtwillkür zufließen, so wurden sie jetzt als durch (bürgerliche) Arbeit geschaffen legitimiert. Marx hat diesen Gedanken systematisiert und seine logischen und historischen Konsequenzen gezogen.

Aber ist es nicht eine Banalität (oder eine Tautologie), dass alles, was wir produzieren, menschlicher Arbeit entspringt? Ja und Nein. Ja, wenn es um den stofflichen Charakter der Arbeit geht, also um die konkreten, handfesten Arbeitsprodukte. Nein, wenn es um die

gesellschaftliche Form geht, in der die Arbeitsprodukte auftreten. Marx hat dies im berühmten «Doppelcharakter der Arbeit» analysiert. Arbeit schafft Gebrauchswerte, und sie schafft Tauschwerte. Für die politische Ökonomie steht praktisch wie theoretisch der Tauschwertcharakter im Vordergrund – zuerst der direkte Austausch von Produkten, dann und vor allem der Austausch mittels des in Geld vergegenständlichten Werts. Das zentrale Credo von Marx lautet: Nur die verausgabte Arbeitskraft schafft (Tausch)Werte. Umgekehrt werden Werte in verausgabter Arbeitskraft gemessen, im gesellschaftlichen Durchschnitt austariert.

So weit, so halbwegs auch für die bürgerliche Seite akzeptabel (wenn auch nicht als Lehrmeinung akzeptiert): Schliesslich muss sich ja Leistung lohnen. Dabei stellt sich allerdings ein Problem: Wenn alle Waren immer nach den in ihnen vergegenständlichten Leistungen ausgetauscht werden, bewegen wir uns in einem Nullsummenspiel. Das mag für eine selbstgenügsame Kleingesellschaft stimmen, aber der Kapitalismus bricht dieses System auf. Hier kriegen nicht nur einige mehr als andere, sondern es soll generell auch immer mehr und mehr geben. Deshalb kommt bei Marx eine zusätzliche Entdeckung (oder Entlarvung) ins Spiel: Es gibt eine Ware, die grundsätzlich mehr Wert hat, als ihre eigene Herstellung kostet. Das ist die Arbeitskraft. Ihr «Wert» ist die zu ihrer Produktion verausgabte Arbeit, also die Dinge, die der Träger der Arbeitskraft zu seiner Reproduktion braucht: Unterkunft, Nahrung, vielleicht noch ein wenig Spiele zum Brot. Seine Arbeitskraft aber schafft mehr als sie kostet. Eine Arbeiterin erhält einen Lohn, der zu ihrer Reproduktion ausreicht, schafft aber einen darüber hinausgehenden Wert – den Mehrwert. Er ist das treibende Motiv der kapitalistischen Produktionsweise.

### **Ein wenig Rabulistik**

Lohn ist nicht Entlohnung für verausgabte Arbeit. Sondern für verausgabte Arbeitskraft. Was ist der Unterschied? Und sind das nicht Rabulistiken? Nein, sie zielen aufs Zentrum der marxischen Theorie. Ohne Begriff der Arbeitskraft ergibt das Konzept des Mehrwerts keinen Sinn. Wenn man den Lohn als Wert der Arbeit betrachtet, dann versucht man Arbeit mit Arbeit zu erklären. Wenn «die Arbeit» entlohnt würde, woher käme dann der Mehrwert? Der Aufpreis des Unternehmers wäre willkürlich, reine Machtanmassung (wie in der Sklavenhaltergesellschaft), was jede gesamtgesellschaftliche Analyse der kapitalistischen Produktionsweise preisgibt. Ja, die scheinbar unerhebliche theoretische Differenz hat politische Konsequenzen. Wenn die «Arbeit» als solche als Quelle der Wertschöpfung gilt, dann wird die Entlohnung, gewerkschaftlich, zum alleinigen Kampfziel, das

gewerkschaftliche Handeln konzentriert sich auf das Aushandeln eines «gerechten Lohns» und übersieht die strukturelle Anlage des Kapitalismus: dass er eine Ware gefunden hat, die Mehrwert schafft. (Ich übertreibe, aber jeder Reformismus geht zwangsläufig in diese Richtung.) Nur die Arbeitskraft, die mehr Wert schafft als sie kostet, erklärt das vorwärtstreibende Motiv des Kapitalismus.<sup>10</sup>

Aber was ist denn mit dem Kapital? Oder zumindest mit den Maschinen? Die schaffen doch auch Werte? Ja und Nein. Ja, sie helfen bei der Herstellung von Gebrauchswerten, also dem, was wir so verzehren. Nein, denn sie gehen unter kapitalistischen Bedingungen nur als ihrerseits wieder verausgabte Arbeitskraft in die Berechnung von Tauschwert ein. Das auszuklamüsern war schon zu Zeiten von Marx ein schwieriges Unterfangen, und dieses hat sich seither noch verkompliziert. Menschliche Arbeitskraft scheint zunehmend zu verschwinden, Dinge und Tauschwerte werden fast nur noch von Maschinen hergestellt. Aber erstens übertreibt diese Wahrnehmung die realen Verhältnisse (das scheinbar schwerelose, von Maschinen verwaltete und gratis zugängliche Internet basiert auf der Hardware der verausgabten Arbeitskraft in den Sweatshops von China und anderswo, auf der geistigen Arbeitskraft der Softwareproduzenten und auf den Gebühren der Serverfirmen). Und zweitens ist die relative Abnahme der wert schaffenden Arbeitskraft gegenüber der in Maschinen und Kapital steckenden bereits vergegenständlichten Arbeitskraft gerade ein zentrales Problem des Kapitalismus: Es ist zu viel Geld vorhanden, das nicht mehr produktiv angelegt werden kann. Das nennt sich dann Überakkumulations- und Verwertungskrise.<sup>11</sup> Ich werde darauf später wieder zu sprechen kommen müssen.

## **Neue Rentenformen**

Vorerst zurück zur Werte schaffenden Arbeit. Zu Marxens Zeiten leisteten das die Bauern, die Handwerker und zunehmend das schwer schuftende Industrieproletariat. Aber stellen Händler, oder Bankerinnen, einen Wert oder einen Mehrwert her, oder verteilen sie einfach die anderswo geschaffenen Werte? Wie sieht es mit den Dienstleistungen aus, die mittlerweile zwei Drittel unserer Wirtschaft ausmachen?

Die neuen Technologien stellen solche Fragen nochmals verschärft. Schafft die Entwicklung einer App Werte im marxschen Sinn? Es gibt linke Versuche, die Wertschöpfung im Internet zu bestimmen. So ist der Begriff der Informationsrente geprägt worden, parallel zur marxschen Grund- oder Bodenrente – das ist die Rente, die jemand erhält, der Boden besitzt, ohne ihn direkt zu bearbeiten (wie Bauern oder das Landproletariat) oder organisatorische



Funktionen wahrzunehmen (wie Pächter oder Aufseher), also als reine Abgeltung für den Besitz.<sup>12</sup> Bodenrente wird nach marxischem Verständnis aufgrund einer politischen Machtkonstellation gesellschaftlich vom Lohn und/oder vom Profit abgezogen (somit zumeist wieder vom Lohn). Gemäss dem Konzept der Informationsrente würden zum Beispiel Internetfirmen (also nicht Apple mit seiner Hard- und Software, sondern Facebook, das eine einmal geschaffene Infrastruktur mit geringem arbeitstechnischen Aufwand zur Verfügung stellt) sich durch ihre Marktmacht einen Anteil am gesamtgesellschaftlichen Profit aneignen können, obwohl sie keinen Wert im ökonomischen Sinn produzieren.

Klar ist, dass der Profit durch die Finanzialisierung der Wirtschaft immer mehr verschachtelt, verschoben und verteilt wird. Auch dem Alltagsverstand leuchtet ein, dass ein Hedge Fund keinerlei Wert schafft, sondern sich nur den Profit anderer Wirtschaftssektoren aneignet. In letzter Zeit hat vor allem Thomas Piketty gezeigt, wie die obszönen Profite des Finanzsektors auf Kosten der anderen Wirtschaftsbereiche gehen. Auch die – nicht unproblematische – Entgegensetzung von Finanz- und realer Wirtschaft reagiert intuitiv auf dieses Problem.

Noch verzwickter wird die Frage, wenn wir uns der (weiblichen) Hausarbeit oder der karitativen Arbeit zuwenden, in denen zwar gearbeitet, aber keine «Werte» im kapitalistischen Sinne produziert werden. Da es sich dabei nicht um Lohnarbeit handelt, tangiert ihre Ausklammerung aber die Analyse der Lohnarbeit «nur» von aussen – das heisst, sie wirft über die im «Kapital» analysierten bewegenden Kräfte des Kapitalismus hinausgehende Fragen der gesamtgesellschaftlichen Reproduktion (und der politischen Priorisierung) auf. Ich lasse solche Verkomplizierungen vorerst auf der Seite.

### **Ein tendenzieller Fall**

Aus der Arbeitswertlehre erhebt sich eine besondere These: der berühmte «tendenzielle Fall der Profitrate». Marx hat diese These im dritten Band des «Kapitals» entwickelt, auf den Seiten 221 bis 241.<sup>13</sup>

Im Juni 2013 fand am Berliner Institut für kritische Theorie (Inkrit) eine Tagung zu verschiedenen Krisenanalysen aus marxistischer Sicht statt. In einem der Hauptvorträge erklärte der italienische Ökonom Guglielmo Carchedi die aktuelle Verwertungskrise aufgrund des tendenziellen Falls der Profitrate und demonstrierte anhand einer nicht ganz einfach zu verstehenden Grafik, dass die Profitrate seit 1947 langfristig sinke, auch wenn sie seit den 1980er-Jahren wieder etwas angestiegen sei. Worauf der französische Soziologe Gérard Duménil in einer Replik darauf hinwies, die Aussage hänge wie bei jeder Statistik vom

gewählten Ausgangspunkt ab: Die Profitrate, wie er anhand einer anderen Grafik belegen könne, sei nämlich nicht nur seit den 1980er-Jahren angestiegen, sondern auch schon zwischen 1900 und 1947, sei also im 20. Jahrhundert länger gestiegen als gesunken. Worauf Carchedi entrüstet erwiderte, wenn man weiter, etwa bis 1870 zurückgehe, sei sie bis heute insgesamt gefallen. Worauf Duménil maliziös einwandte, Carchedi habe selbst zugestanden, dass in den letzten Jahren die gesunkene Steuerbelastung für Unternehmen die Profitrate wieder habe steigen lassen, und wenn wir uns dagegen auf eine längerfristige Tendenz zum Fall der Profitrate kaprizierten, würden wir politisch impotent. Das Publikum, gestandene und jüngere MarxistInnen, hörte dem Schlagabtausch gebannt gelangweilt zu. Später wurde die Kontroverse mit weiteren Beiträgen in der Berliner Zeitschrift «Das Argument» mit eher verlegenem Hüstel abgedruckt.<sup>14</sup>

Politökonomisch, mit Marx gesprochen sinkt die Profitrate notgedrungen aus einem bestimmten Grund: Die organische Zusammensetzung des Kapitals im Produktionsprozess verändert sich.

Um das zu erläutern, müssen wir nochmals zum marxschen ABC zurückkehren. Der Arbeitslohn ist, wie behauptet (wie gesehen), die Ersetzung der Reproduktionskosten einer gekauften Arbeitskraft. Betriebswirtschaftlich gesprochen äussert sich das konkret im Lohn sowie den berichtigten Lohnnebenkosten, also etwa Sozialleistungen. Mehrwert (m) ist der Überschuss an Wert, den die Lohnarbeitskraft über die als Lohn ausgezahlten eigenen Reproduktionskosten erarbeitet. Den Lohn (bzw. die Reproduktionskosten der Arbeitskraft) nennt Marx das variable Kapital (v), im Unterschied zum konstanten Kapital (c), das in Maschinen, Krediten usw. angelegt ist. Die Mehrwertrate (m') ist das Verhältnis des Mehrwerts zum variablen Kapital:  $m' = m/v$ . Jedes eingesetzte Kapital C resultiert (hoffentlich) in mehr Geld, also einer grösseren Wertsumme, die als C' bezeichnet wird. Jedes eingesetzte Kapital besteht aus c und v: Wenn  $C = c + v$ , so ist  $C' = c + v + m$ .

Für einen Unternehmer verschwindet der Mehrwert allerdings, ideologisch willkommen, hinter dem Profit (p). Das ist der Gewinn des Unternehmens, nachdem sowohl variables Kapital (Lohn der Arbeitskräfte) wie konstantes Kapital (Aufwendung für die Produktionsmittel) in die Rechnung einbezogen worden sind. Die Profitrate (p') ist entsprechend das Verhältnis des Mehrwerts zum eingesetzten konstanten und variablen Kapital, also  $p' = m / (c + v)$ . Wenn nun der Anteil von konstantem Kapital (von Maschinen usw.) am Produktionsprozess steigt, dann sinkt bei gleich bleibendem Mehrwert notgedrungen die Profitrate. Wenn der Mehrwert (m), den ein WOZ-Mitarbeiter bei einem

Lohn (v) von 5000 Franken erarbeitet, 500 Franken beträgt (wir die Mehrwertrate also bei moderaten 10 Prozent ansetzen) und pro Arbeitsplatz 5000 Franken an Computern (c) eingesetzt werden, beträgt die Profitrate anständige 5 Prozent. Wenn die WOZ neue Computer anschafft und das konstante Kapital damit auf 8000 Franken steigt, sinkt die Profitrate auf schäbige 3,8 Prozent (obwohl die Mehrwertrate bei 10 Prozent verharret ist).

### **Bereinigte Grössen**

Es ist eine Eigentümlichkeit dieser marxschen Erläuterungen, dass sie ganz einfach daherkommen, mit Gleichungen, die dem Lehrbuch für ErstklässlerInnen entsprungen scheinen, und doch zugleich hochkomplexe Prozesse abbilden. Der Mehrwert zum Beispiel tönt soweit eingängig, aber er ist eine grundsätzliche, generelle Grösse in einem von allen individuellen Details gereinigten Produktionsprozess. Auch der Profit ist eine generelle, bereinigte Grösse, der wirkliche Profit bestimmt sich durch viel mehr Faktoren, durch Zwischenhändler, Steuern (oder Steuererlässe ...) oder Extraprofite durch Wettbewerbsvorteile usw. Klaus Müller stellt denn auch in der «Argument»-Sondernummer zur aktuellen Krise fest:

«Die Profitrate ist eine hochaggregierte Kennzahl, deren Nenner und Zähler durch (fast) alles, was in der kapitalistischen Reproduktion eine Rolle spielt, beeinflusst werden.» («Das Argument» 305, 887). Marx selbst, alles andere als ein Dogmatiker, hat ein paar dieser Faktoren benannt. Sie können immer auch als Gegentendenzen gegen den tendenziellen Fall der Profitrate wirken, etwa die erhöhte Ausbeutung der Arbeitskraft durch Arbeitszeitverlängerung (wie wir sie heute teilweise erleben), durch Lohndumping (wie wir es heute teilweise erleben), durch Verbilligung der Reproduktionskosten der Arbeitskraft oder der Produktionsmittel (siehe MEW 25, 242ff.).

Thomas Piketty hat sozusagen eine Abwandlung des tendenziellen Falls der Profitrate in den Mittelpunkt seiner Analyse gestellt, dass nämlich das Vermögen mehr als die Produktivität zunimmt, womit Investitionen blockiert werden und der Kapitalismus sich längerfristig selbst untergräbt. Er fällt dabei in die schlimmeren Orthodoxien einer deterministischen statistischen Lesart historischer Prozesse zurück.<sup>15</sup>

Nun kann man sagen, für eine linke Theorie und Politik brauche es das Theorem vom tendenziellen Fall der Profitrate gar nicht.<sup>16</sup> Allerdings bezeichnet die These eine unzweifelhafte Entwicklung, die tatsächlich ein zentrales Problem ist: der geringer werdende Anteil menschlicher Arbeitskraft an der materiellen Produktion. Der zunehmende Einsatz von

konstantem Kapital auf Kosten des variablen Kapitals entwickelt sogar jenseits einer behaupteten epochalen Tendenz genügend Sprengkraft, der die Profitproduktion volatil macht.

Das hat auch eine kulturphilosophische Dimension: die Roboter, die uns die Arbeit, und die Androiden, die uns das Menschsein rauben, und allgemeiner das Feuer des Prometheus und die Dialektik der Aufklärung, aufgrund derer das instrumentelle Denken uns überwältigt.

Ökonomisch gesehen liegt anschaulich auf der Hand, dass der technische Fortschritt allenthalben zu grösserem Einsatz von konstantem Kapital führt – eine neue Fabrik zur Mikrochipherstellung kostet gut und gerne 1 Milliarde Franken und beschäftigt vielleicht noch 2000 Leute. Was im marxischen Verständnis zu einer tendenziell fallenden Profitrate führen muss.

Von der bürgerlichen Volkswirtschaft her wird die zunehmende Schwierigkeit im Produktionsprozess mit den absoluten Grössenordnungen des Kapitaleinsatzes erklärt, in Absehung von der organischen Zusammensetzung des Kapitals. Doch das ist nur der oberflächliche Grund für die Volatilität. Selbst die weitgehend menschenleere Roboterfabrik ist auf jene menschliche Arbeit angewiesen, die bei der Herstellung der Roboter geleistet wurde und bei deren Wartung gebracht wird. Tatsächlich stossen alle, die in hoch kapitalisierten Bereichen investieren, irgendwann auf die Notwendigkeit, immer noch mit menschlicher Arbeitskraft umgehen zu müssen. Das bestätigt intuitiv in einem Bereich, in dem jede Intuition gegen den Marxismus spricht, die Arbeitswertlehre.

### **Flexibles Lesen**

Was also steht mit der These vom tendenziellen Fall der Profitrate auf dem Spiel? Historisch gesehen ist sie eher von dogmatischer marxistischer Seite verwendet worden, als Beleg für den letztlich unvermeidlichen Untergang des Kapitalismus. Die bisherigen Erörterungen haben jedoch eines gezeigt. Wenn schon, dann ist der tendenzielle Fall der Profitrate eben nur das: eine langfristige Tendenz, und man kann ihm keine Zusammenbruchsthese bezüglich des Kapitalismus abgewinnen.

In einer flexibleren Lesart wird die These deshalb als strukturelle Erklärung für die periodischen Krisen der kapitalistischen Produktionsweise gebraucht. Die sinkende Profitrate führt zu Unterinvestition einerseits, erhöhter Spekulation andererseits, was die Krise gebiert;

in dieser wird Kapital vernichtet, worauf die Profitrate ansteigt und der Zyklus von neuem beginnen kann.

Doch das wirft zwei Probleme auf. Erstens: Welcher Art ist die Kapitalvernichtung in der Krise, und verändert sie langfristig das Verhältnis von variablem und konstantem Kapital? Zweitens: Wie heftig sind (und können sein) gegenwärtige und künftige Krisen, so dass sich danach der Zyklus wieder fortsetzen lässt?

### **Verwertungskrisen**

Schauen wir das am konkreten Beispiel an. Die Finanzmarktkrise 2007/08 hat vorerst einmal spekulatives, fiktives Kapital vernichtet. Aber daran hingen Realwerte, etwa Häuser, und daran wiederum Menschen. So weit so schlecht. Nun wurde auch von konservativen Kommentatoren (kurzfristig) eingeräumt, dass da der spekulative Finanzkapitalismus überbordet habe. Doch Spekulation ist keine neue Erscheinung, sondern gehörte von Beginn an zum Kapitalismus. Jeder Börsenkurs rechnet mit zukünftigen Kursverbesserungen. Entsprechend hat es auch immer Blasen gegeben, in denen sich solche Erwartungen überspannten. Schon im 17. Jahrhundert brach in Holland die so genannte Tulpenmanie aus, als wild mit Tulpenzwiebeln spekuliert wurde, riesige Vermögen entstanden und zerrannen.<sup>17</sup> Es hat seither den South Sea Bubble gegeben und die deutsche Gründerkrise, den Schwarzen Donnerstag und die Dotcom-Blase, den Finanzcrash 2007 und unzählige andere, die keinen Namen tragen.

Solche Krisen zeigen nicht nur einen kurzfristigen Einbruch der Nachfrage nach Produkten an, eine Erklärung, auf der keynesianische Rezepte zur Krisenbekämpfung aufbauen, und dies zumindest kurzfristig erfolgreich. Sondern darin äussert sich eine tiefer gehende Verwerfung, eine Überakkumulations- und Verwertungskrise. Will heissen: In den Industrieländern hat es seit etlicher Zeit zu wenig Geld, das produktiv investiert wird. Besser: Es hat zu viel Geld, das nicht investiert wird. Der Anteil der Vermögen der Reichsten am globalen Gesamtvermögen hat nach den neusten Statistiken eben wieder zugenommen. Schön für die Betroffenen, doch ein Problem für das System. Denn Geld muss arbeiten, Geld als Kapital noch mehr. Das Kapital kann nicht stillstehen: Derjenige, der sein Geld unter der Matratze versteckt, ist im bürgerlichen Denken eine Lachfigur. Gehortetes Geld ist nutzlos, es muss zu Kapital werden, damit das Wirtschaftssystem läuft und seine unbestreitbare Produktivität aufrecht erhalten kann. Also wird für das aufgehäufte Geld krampfhaft nach Anlagemöglichkeiten gesucht. Was sich gegenwärtig in den Industrienationen als produktive Anlage anbietet, bietet

allerdings zu wenig Profit oder zu wenig Sicherheit oder ist nicht klinisch sauber genug. Denn im Produktionssektor wird mit Menschen gearbeitet, mit Rohmaterialien und also auch mit Unwägbarkeiten.

Das hat sich kürzlich am Beispiel Glencore gezeigt, das weltweit grösste Unternehmen der Rohstoffbranche, das plötzlich in Turbulenzen geriet. Natürlich, die waren selbst verschuldet. Als Chef Ivan Glasenberg 2012 die Übernahme des Konkurrenten Xstrata durchdrückte, verschuldete sich das Unternehmen ungewöhnlich massiv. Die Anleger sind freilich auch selbst schuld. Der Ausgabepreis der Glencore-Aktien war immer ein Spekulationspreis. Wer investierte, hoffte nicht auf besonders hohe Dividenden des Unternehmens durch dessen profitträchtige Unternehmenspolitik, sondern auf hohe Spekulationsgewinne beim Wiederverkauf der Aktien.

Doch Glencores Börsenabsturz ist eben nicht nur einer geplatzten Mini-Spekulation geschuldet, sondern Ausdruck der generellen Verwertungskrise. Selbst Glencore ist für eine produktive Investition nicht sehr attraktiv. Gerade die Rohstoffbranche ist ja ein notorisch dreckiges Geschäft. Wie andere Rohstoffkonzerne macht das Unternehmen keine besonders grossen Profite. Zwar, CEO Ivan Glasenberg und die übrigen Manager haben durch den Börsengang 2012 satte Millionen- bis Milliardengewinne eingestrichen. Aber das operative Ergebnis liess bislang keine berausenden Dividenden zu, mal gar nichts, mal vier Prozent. Das ist kaum die Hälfte von dem, was die Grossbanken wieder an Profiten erzielen (obwohl sie doch vor ein paar Jahren versprochen, nicht mehr so gierig zu sein).

Nicht einmal Nullzinsen vermögen Investoren davon zu überzeugen, genügend produktive Investitionen in den Industriestaaten einzugehen. In den USA steht die Infrastruktur kurz vor dem Kollaps. In Europa werden staatliche Investitionen in die Sozialleistungen gestrichen und fehlt jede Investition in eine vernünftige Migrationspolitik. Dagegen wird das kurzfristige Heil (der kurzfristige Profit) in Schwellenländern gesucht (bis deren Wachstum sich dramatisch verlangsamt), oder es wird auf Extraprofite in Bereichen gesetzt, die bislang nicht der Kapitallogik unterworfen waren, etwa die Care Ökonomie. Neureiche Oligarchen oder die Golfemirate verbrennen Geld in Fussballclubs und -weltmeisterschaften. Vornehmere Oligarchen setzen ihr Geld, das sie zuvor der Gesellschaft entzogen haben, karitativ ein. Als bester Ausweg bleibt, wieder, der Finanzsektor. Der bietet ja Einiges (wenn es sich aktuell nicht gerade um die Deutsche Bank handelt). Was auf Kosten der Produktionsindustrie und gesellschaftlicher Infrastrukturinvestitionen geht. Beat Ringger vom Denknetz spricht von einer «Krise der gesellschaftlichen Investitionsfunktion». Die ist nicht nur moralisch

empörend, sondern auch dysfunktional. Der Kapitalismus erfüllt nicht mal mehr seine eigenen Ansprüche. Ausser für diejenigen, die auch aus Spekulationsblase und Finanzkrise ihre Gewinne zu ziehen vermögen.

### **Rückkehr zur Profitrate**

Politökonomisch interessiert darüber hinaus, wie sich durch die Krise die Kapitalzusammensetzung im Produktionsprozess verändert hat. Die Antwort lautet: kaum. Durch die Stilllegung von Betrieben und die Entlassung von Beschäftigten mag menschliches Know-how verloren gegangen sein (was freilich die Löhne und damit den Anteil des variablen Kapitals eher zu senken pflegt), und es mögen konkret Maschinen veralten oder gar verrotten. Aber jene Techniken, die im gesellschaftlichen Durchschnitt in den Produktionsprozess eingehen, haben sich nicht verschlechtert, im Gegenteil. Technologischer Fortschritt wird nur durch zivilisatorische Katastrophen rückgängig gemacht. Mit oder trotz der Finanzmarktkrise hat sich am grundsätzlichen Problem nichts geändert: hohe organische Zusammensetzung des Produktivkapitals und entsprechend niedrige Profitrate. Deshalb findet bereits wieder die Flucht in spekulative Wertpapiere, in fiktives Kapital statt, das Rechtsansprüche auf künftige Mehrarbeitsprodukte stellt, ohne zu dessen Entwicklung beizutragen.<sup>18</sup> Bei Überspannung dieser spekulativen Wette auf die Zukunft platzt die Kapitalfiktion.

Die konkrete Höhe und die Tendenz der gesellschaftlich durchschnittlichen Profitrate bestimmen also durchaus die Schärfe der Krise und die Möglichkeit, sie (systemimmanent) zu überwinden. Unter diesem Gesichtspunkt ist die Profitrate eine zwingende Komponente für eine adäquate Interpretation der kapitalistischen Ökonomie. Die daraus abgeleitete These eines tendenziellen Falls verunklärt dagegen und ist durch die Analyse der Überakkumulation als Mechanismus der kapitalistischen Reproduktion zu ersetzen.

Als kleinsten gemeinsamen Nenner einer kritischen Theorie formuliert deshalb Wolfgang Fritz Haug: «Marxistische Theorie kann begründen, warum es einer gesellschaftlichen Alternative zum Kapitalismus überlebensnotwendig bedarf» (HKWM, 1845f.) – obwohl er sogleich einräumt, dass diese Alternative theoretisch wie praktisch kaum (mehr) vorhanden ist.

Dielsdorf, September 2015

Wird fortgesetzt

---

<sup>1</sup> Ich las den Beitrag in einer Mischung aus Euphorie und Nostalgie. Als ich ihn für die linke WOZ – Die Wochenzeitung übersetzte, war ich versucht, einige Passagen, in denen sich Varoufakis explizit mit bestimmten Theoremen von Marx auseinandersetzte, insbesondere den so genannten Reproduktionsschemata, wegzulassen, liess sie dann aber trotzig stehen und versuchte sie, nachdem ich den dritten Band des «Kapitals» hervorgeholt hatte, in Anmerkungen zu erläutern. War das verständlich? War das interessant angesichts der politischen Debatte? Der Lead, mit dem der Beitrag in der WOZ angekündigt wurde (siehe [www.woz.ch/1509/yanis-varoufakis/rettet-den-kapitalismus](http://www.woz.ch/1509/yanis-varoufakis/rettet-den-kapitalismus)), nannte Marxismus als Stichwort, aber mehr als Verkaufsargument denn als inhaltlicher Positionsbezug. Die Rezeption konzentrierte sich, zu Recht, auf die politische Einschätzung von Varoufakis, warum man gegenwärtig bestimmte Kompromisse eingehen müsse, und liess das, was mich ebenso stark angezogen hatte, nämlich die Auseinandersetzung mit Marx, vollständig ausser Acht. In einer kurzen biografischen Ergänzung wollte ich das Marxismus-Verständnis von Varoufakis wegen dessen Betonung der antagonistischen Rolle der Arbeit als «Marxismus der Praxis» bezeichnen und ihn damit in einer bestimmten Tradition verorten. Aber da so etwas gegenwärtig kein Mensch merkt, liess ich es bleiben.

<sup>2</sup> Ich zitiere im Folgenden nach den Marx-Engels-Werken (MEW), die in der DDR zwischen 1956 und 1989 erschienen und seither in manchen Antiquariaten spottbillig zu haben sind. Die seit 1993 unter neuen Richtlinien herausgegebene Marx-Engels-Gesamtausgabe (MEGA) ist für die wissenschaftstheoretische und philosophiegeschichtliche Diskussion unentbehrlich. Ich selbst bin nie zu diesen Ehrfurcht gebietenden Bänden vorgestossen. Für den hier vorgelegten didaktischen Text genügen die MEW.

<sup>3</sup> Die Formulierung «marxsche Tradition» ist vorerst ein Platzhalter für den Begriff des Marxismus und dessen historisch-kritische Aufarbeitung.

<sup>4</sup> Diese marxsche Begriffsgeschichte habe ich ausführlicher in mein 2014 erschienenes Buch zur Demokratie, «Volkes Wille? Warum wir mehr Demokratie brauchen», geschmuggelt. Zumindest schien es mir wie Kontrebande, neben den nüchternen Erläuterungen zur Schweizer Konkordanzdemokratie.

<sup>5</sup> Finanzialisierung ist eine dem Englischen nachgebildete Substantivierung, so wie Kommodifizierung (das das marxsche In-Wert-Setzen, Zur-Ware-Machen meint). In den letzten Jahrzehnten hat sich eine merkwürdige Verkehrung vollzogen. Englisch, die Sprache des reichhaltigen konkreten Wortschatzes, bringt dem für seine Substantivierungskonstruktionen berüchtigten Deutsch neue Substantivierungen bei. Der angelsächsische Theoretizismus geht also für einmal dem deutschen voraus, schmuggelt aber zugleich einen gewissen Pragmatismus hinein: «financialisation» und «commodification» muss man nicht so sehr für bare theoretische Münzen nehmen, sondern eher als symbolisches Spielgeld im plätschernden englischen Wortfluss.

<sup>6</sup> Siehe insbesondere Wolfgang Fritz Haug: «Hightech-Kapitalismus in der Grossen Krise», Berlin 2012. Ich habe 1976/77 bei Wolfgang Fritz Haug in Berlin den berühmten «Kapital»-Kurs absolviert und bin ihm seither als Schüler und als Freund verbunden. Haug ist der am meisten missachtete bedeutende lebende deutsche Gesellschaftstheoretiker. Was gäbe es dazu nicht alles zu sagen, auch Persönliches.

<sup>7</sup> Tja, Gramsci. Er ist das Mantra einer sich undogmatisch verstehenden marxschen Tradition, auch für mich. Es ist auch mein Mantra, dass das Mantra nicht genügt, sondern dass Gramscis Einsichten aktualisiert und am Material umgesetzt werden müssen.

<sup>8</sup> DenkerInnen wie PM oder Frigga Haug haben das utopisch-realistisch durchgerechnet.

<sup>9</sup> Die «Grundrisse» sind 1974 als Einzelband ausserhalb der MEW erschienen, den man während der «Kapital»-Kurse in Berlin, wenn man sich als besonders eifrig zeigen wollte, erwerben musste. Dass ich ihn nicht mit dem später erschienenen «offiziellen» MEW-Band 42 von 1983 ersetzt habe, weist auf meine verschobenen Theorieinteressen hin.

<sup>10</sup> Natürlich fallen wir alle immer wieder in den Alltagssprachlichen Gebrauch des Begriffs Arbeit zurück. Strikt genommen aber müsste immer unterschieden werden: Arbeit ist der Vorgang der konkreten Umsetzung der Arbeitskraft.

<sup>11</sup> Das ist ein Begriff aus dem marxschen Einmaleins. Im Archiv der linken WOZ findet er sich in den letzten zehn Jahren genau zweimal: in einem Beitrag von Elmar Altvater aus dem Jahr 2008 und in einem Beitrag von mir aus dem Jahr 2012.

<sup>12</sup> Das ursprüngliche «Monopoly»-Spiel, von der Quäkerin Elizabeth Magie 1904 aufgrund der Theorien des progressiven US-Ökonomen Henry George entwickelt, sollte diese Tatsache spielerisch skandalisieren; doch wurde es dann von einem Spielwarenkonzern zur Apologie umgedreht; siehe <http://www.woz.ch/1545/vor-achtzig-jahren/monopolys-verlorener-kritischer-anspruch>.

<sup>13</sup> Der zweite und dritte Band des «Kapitals» sind von Engels aus Vorarbeiten von Marx zusammengestoppelt worden. Was die Frage aufwirft, wovon wir sprechen, wenn wir von der marxschen Theorie beziehungsweise vom Marxismus sprechen?

<sup>14</sup> Ich schrieb damals für die WOZ einen Kongressbericht, den mir meine Kollegin aus dem Kulturressort mit bedenklicher Miene zurückgab, sie werde nicht ganz schlau, warum das alles so wichtig sei, worauf wir den Beitrag kübelten. Zu Recht.

<sup>15</sup> Selbst Wolfgang Fritz Haug tappt, auf der Suche nach Bündnisgenossen, in diese Falle, wenn er zu Piketty meint, dieser weise nach, dass «die Rendite der grossen Kapitalvermögen das Wirtschaftswachstum strukturell



---

übersteigt und folglich die soziale Ungleichheit im Selbstlauf unaufhaltsam wächst» (HKWM, 1845). Aber unaufhaltsam ist kein gesellschaftlicher Prozess.

<sup>16</sup> Der alt gediente Ökonom und Gewerkschaftsfunktionär Hans Schäppi, der in seinem 1976 zusammen mit Felix Müller und Jakob Tanner verfassten Buch «Krise. Zufall oder Folge des Kapitalismus» geschrieben hatte, alle Gegentendenzen könnten «den Fall der Profitrate, wie sich immer wieder gezeigt hat, nur vorübergehend aufhalten» (Krise 1975, 118), und der sich noch heute in der marxischen Tradition verorten würde, hat mir kürzlich auf eine entsprechende Frage nach dem Fall der Profitrate knapp beschieden, das sei doch uninteressant, manchmal steige sie, manchmal falle sie. Politisch wichtig sei der jeweilige konkrete Zustand der Profitrate. Ja, aber.

<sup>17</sup> In meiner Jugend wurde eine deutsche Fernsehserie mit dem Titel «Adrian, der Tulpendieb» ausgestrahlt. Eine harmlose Abenteuergeschichte aus einem mittelalterlich wirkenden Holland. Sie handelte, von mir als Hintergrundrauschen ignoriert, während eben dieser Tulpenmanie.

<sup>18</sup> Der häufig verwendete Gegensatz von produktivem und unproduktivem Kapital ist problematisch, weil ihn die Nationalsozialisten antisemitisch zum Gegensatz von «schaffendem» versus «raffendem» Kapital umgebogen hatten. Der Begriff fiktives Kapital im Gegensatz zum produktiven Kapital benennt dagegen einen spezifischen ökonomischen Aggregatzustand; siehe Haug, 2012, 61.